

Letzte Reise nach Land's End

Timothy Spall spielt in „The Last Bus“ einen alten Herren, der auf eine letzte Reise quer durch Großbritannien geht.

Innsbruck – „The Last Bus“ ist ein Öffi-Film. Protagonist Tom legt seine lange Reise ausschließlich mit lokalen Bussen zurück, die in seinem Pensionisten-Ticket inkludiert sind. 838 Meilen schickt ihn dieses Roadmovie durch Großbritannien. Vom nördlichsten Festlandpunkt Schottlands John o' Groats bis zu seinem Geburtsort Land's End, dem südwestlichsten Zipfel der Insel.

Fein säuberlich hat sich der Senior seine Route notiert. Wie alt er denn sei, fragt ihn ein schottischer Jugendlicher an der Haltestelle. „Sehr“ ist seine Antwort. Überhaupt bleibt der hochbetagte Mann recht wortkarg. Er hat genug gesehen in seinem Leben und denkt sich seinen Teil. Nur diese letzte Reise auf den Straßen der Erinnerung hat er seiner verstorbenen Frau noch versprochen. In Rückblenden sehen wir immer wieder Ausschnitte des jungen Paares. Warum genau sie damals „so weit weg wie nur möglich“ wollten, offenbart der Film dann gegen Ende.

Regisseur Gillies MacKinnon legt sein Roadmovie durch das (noch) geeinte Königreich recht konventionell an, mit vielen kleinen Begegnungen auf dem Weg, von denen keine wirklich fesselnd ist. Herzerwärmend soll die Geschichte sein. Deshalb ist

der deutsche Verleihtitel auch marketingtechnisch an einen 100-jährigen Schweden angelehnt und so lang und sperrig wie ein britischer Doppeldecker-Bus: „Der Engländer, der in den Bus stieg und bis ans Ende der Welt fuhr“.

Vor dem Kitsch bewahrt wird „The Last Bus“ von der 65-jährigen Schauspiel-Legende Timothy Spall, der den freundlichen alten Herren gibt. Mit expressiver Mimik, zuweilen wie ein Stummfilm-darsteller, verleiht er diesem alten Engländer Leben. Zuweilen sind ihm die Trauer und Angst ins Gesicht geschrieben, die der Mann im Spätherbst seines Lebens mit auf seine letzte Reise nimmt.

Die Regie hat das zartbittere Thema seiner lebenslangen Liebe und des geteilten Leids, das sie einst mit in den Norden geschleppt hatten, nicht ganz im Griff. Weil aber das Roadmovie-Genre sehr viel verzeiht, ist dieses sentimentale Porträt Großbritanniens schlussendlich doch einigermaßen sehenswert. Und die beste Werbung für eine Reise mit den Öffis. (*maw*)

The Last Bus (Der Engländer, der in den Bus stieg und bis ans Ende der Welt fuhr). Preview morgen Sonntag, 19 Uhr, Cinematograph. Regulärer Kinostart: 12. August.



Tom (der Londoner Schauspiel-Veteran Timothy Spall) ist 90 und steigt in seinen letzten Bus. Foto: Polyfilm



Im Nobelrestaurant spiegelt sich der Zustand einer modernen Gesellschaft, sehr frei nach Arthur Schnitzler.

Foto: Lucie Jansch

Weckruf im Jahrmarkt der Eitelkeiten

Die Salzburger Festspiele ließen Arthur Schnitzlers „Reigen“ auf modern umschreiben. Das Ergebnis ist keineswegs berauschend.

Von Markus Schramek

Salzburg – Es sind die Salzburger Festspiele, hier wird geklotzt und nicht gekleckert. So machten sich zehn AutorInnen von Rang wie Sofi Oksanen, Leïla Slimani oder Lukas Bärfuss auftragsgemäß daran, Arthur Schnitzlers einstiges Skandalstück „Reigen“ ins Heute zu transponieren und neu zu verfassen.

Die bloße Andeutung kopolativen Austausches kreuzt und quer durch gesellschaftliche Schichten reichte aus, um Schnitzlers Version nach deren Uraufführung 1920 gerichtlich zu bekämpfen. Bis 1982 blieben weitere Aufführungen untersagt. Nach der Uraufführung des neuen, nunmehr Salzburger „Reigen“ am Donnerstag in der Regie von Yana Ross lässt sich konstatieren: Die neue Fassung taugt weder zum Skandal noch zum Neo-Klassiker.

Bemühte und zunehmend ermüdende 140 Minuten lang versucht sich dieser „Reigen“ darin, gegen die Zeichen unserer Zeit anzuspüren, mitunter artifiziell in einer Art

Kunstsprech, episodenhaft, mit wiederholten Breaks.

Die Bühne (Márton Ágh) ist einem jener Schickimicki-Restaurants nachempfunden, in denen man sich auf Anheiß so richtig fehl am Platz fühlt: bis zur sterilen Leblösigkeit zu Tode gestylt. Service-Personal trägt wort- und emotionslos Gedecke auf und ab. Darstellendes Personal im Off labt sich gastegleich an Speis und Trank. Im Zuge hitziger Dialoge fliegen alsbald Sektflöten und Geschirr überaus tief – und schervenlos. Plastik statt Porzellan lautet ressourcenschonend die Devise.

Es zeigt sich: Drive und Tempo sind auf Dauer nicht zu halten. Zehn frei gestalteten Kurztexten aus ebenso vielen Edelfedern fehlt das gemeinsame Feintuning.

Beim schauspielerischen Lamentieren über das Älterwerden, über Karriereknicks und zwanghafte Selbstoptimierung – eine Work-Life-Balance, für die man sich offenbar zu schämen hat – stellt sich beim zuhörenden Betrachter recht bald eine gewisse Sättigung ein. Ja,

wir haben es schwer, unser Leben ist fordernd, aber, im Ernst, ist vieles davon nicht hausgemacht, sind es nicht Luxusprobleme als Folge des Luxus, in dem wir leben?

Anders als bei Schnitzler blitzt die Gier nach sexueller Erleichterung im Neu-„Reigen“ nur sporadisch auf, dafür ist hier das einschlägige Vokabular besonders explizit. Finden ZeitgenossInnen heute denn vor lauter Stress keine Zeit mehr fürs Bett?

Wie ein Weckruf in diesem Jahrmarkt der eitlen Befindlichkeiten wirkt da der per Film eingespielte Beitrag des Russen Mikhail Durnenkov. Nach öffentlicher Kritik an Putins Krieg wurde er vom Regime drangsaliert. Er flüchtete mit seiner Familie nach Helsinki. Anhand eines fiktiven Streitgesprächs einer Russin mit ihrem erwachsenen Sohn macht Durnenkov deutlich, dass sich Geschichte tatsächlich wiederholt. Im Prager Frühling 1968 „befreite“ Moskau nach eigener Propaganda den „Bruderstaat“ Tschechoslowakei. Nun ist die Ukraine an der Reihe.

Dem Ensemble ist kein Vorwurf zu machen. Es hechtet beherzt im Team den steilen Textvorlagen hinterher. Da ist viel Kopfarbeit zu leisten. Gelegentlich gelingt auch großes Spiel wie bei Lena Schwarz' großartigem Wutausbruch in der Rolle einer überforderten Mutter, die sich mit Hilfe von Sprachassistentin Siri eine Auszeit und Luft verschafft.

Und Arthur Schnitzler? Der rückt vollends in den Hintergrund. Manche Figuren des „Reigen“-Originals tauchen zwar auf, die Dirne, der Soldat, der Graf, die Kultur-Bohemien. Dazu stoßen in Salzburg Neuzeit-Gestalten wie der Computer-Hacker und die Essensbotin. Schnitzlers Vorlage ist eine Blaupause, die zart durchschimmert.

Final wird das ganze Nobel-lokal brachial leergeräumt. Schluss mit dem Fressen, mit der Moral ist es ohnehin nicht weit her! In apokalyptischer Vorahnung wird das Handbuch einer Faustfeuerwaffe österreichischer Produktion durchdekliniert. Anleitung zum Schuss zum Schluss.

Enden wollender Applaus.

Kritik an Vergabeprozess wird lauter

Jury als „Alibiinstitution“: In der Debatte um eine künstlerische Intervention am Landhaus regt sich Protest.

Innsbruck – Dass sich das Land Tirol mittels einer künstlerischen Intervention künftig kritisch mit der Historie des Landhauses als einstigem NS-Gauhaus auseinandersetzen will, wurde in- und außerhalb der Kulturszene positiv aufgenommen. Wie die Auswahl der Intervention erfolgte, rief zuletzt jedoch kritische Stimmen auf den Plan.

Die Politik hatte mit ihrer Entscheidung nämlich die eigene eingesetzte Jury übergangen. Diese hatte Franz Wassermanns „Wir haften für unsere Geschichte“ als Siegerprojekt

zur Umsetzung empfohlen. Das Land entschied sich jedoch für eine Umsetzung von „Balkensturz“ von Künstlerin Ramesch Daha und dem Kollektiv AKT – die *TT* berichtete. Weil die Zweitgereichte in der „Gesamtsicht“ besser passte, erklärte das Land später.

Eine „inhaltliche Entscheidung“ ortete zunächst der stellvertretende Juryvorsitzende Hannes Sulzenbacher. In einem offenen Brief kritisierte dann Gerhard Ruiss (IG Autorinnen Autoren) den Entscheidungsprozess, der „die Arbeit und Expertise von

Fachleuten missachtet, die Transparenz und Objektivität garantieren soll“. Wo Jurys „zur Alibiinstitution“ degradiert werden, könnten sie politische Einflussnahmen nicht verhindern, schreibt Ruiss.

Wenn die Entscheidung bereits steht, warum nicht direkt vergeben? Diese Frage stellt Mesut Onay, ALI-Gemeinderat in Innsbruck, in einer Stellungnahme zur Landhausplatz-Debatte. Stattdessen würden faire Rahmenbedingungen lieber wieder verworfen, so Onay, der auf ähnliche Entscheidungen in der Vergangenheit verweist.

Als Teil von „KulturGuerilla“ beschenkte er 2012 Kulturlandesrätin Palfrader (ÖVP) mit „sauren“ Zitronen. Sie hatte vorher von einer Jury empfohlene TKIopen-Projekte (etwa von Oliver Ressler) abgelehnt.

Weniger an der Entscheidung selbst als an der Kommunikationsstrategie des Landes, die nur „Verlierer:innen“ produziere, stört sich die Tiroler Künstler:innenschaft. Ihre Verteidigung pro Ramesch Daha verkündeten LR Beate Palfrader und LR Johannes Tratter (beide ÖVP) nämlich zunächst ohne Verweis auf

das eigentliche Siegerprojekt der Jury. Diese Strategie, „die auf ein fehlendes Bewusstsein für die Notwendigkeit von Transparenz“ hindeute, werte das „gesamte Kunst-am-Bau-Projekt inkl. Wettbewerb“ ab, gibt der Vorstand der Künstler:innenschaft in einem offenen Brief zu bedenken. Dass Ramesch Dahas Projekt nun zuweilen als „zweite Wahl“ angesehen wird, wirke sich nach Meinung der Künstler:innenschaft außerdem „kreditschädigend“ auf Werk, Künstlerin und Kollektiv aus. (*bunt*)



Die Jury kürte einstimmig Wassermanns Idee zum Sieger. Foto: Wassermann